

Zeitschrift: Schweizer Kunst = Art suisse = Arte svizzera = Swiss art
Herausgeber: Visarte Schweiz
Band: - (1960)
Heft: 6-7

Artikel: Goethes Erlebnis der Antike in Italien
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-626083>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Beitrag zur Ausstellung

«Meisterwerke griechischer Kunst» in Basel

Es ist immer anziehend, das Ende einer gewissen Zeitepoche zuerst zu betrachten. So möchte ich gleich einen Brief vom 25. Januar 1788 an Herzog Carl August vorlesen. Auf diese Weise können wir uns Rechenschaft darüber geben, weshalb Goethe, wie er sich häufig ausdrückt, nach Italien «flüchtete». Also:

«Die Hauptabsicht meiner Reise war: mich von den physisch-moralischen Übeln zu heilen, die mich in Deutschland quälten und mich zuletzt unbrauchbar machten; sodann den heißen Durst nach wahrer Kunst zu stillen. Das erste ist mir ziemlich, das letzte ganz geglückt.

Da ich ganz frei war, ganz nach meinem Wunsch und Willen lebte, so konnte ich nichts auf Andre, nichts auf Umstände, Zwang oder Verhältnisse schieben, alles kehrte unmittelbar auf mich zurück, und ich habe mich recht durchaus kennenlernen. Ganz unter fremden Menschen, in einem fremden Lande zu leben, hat mich aus manchen Träumen geweckt, ich habe an munterm und resolutem Leben viel gewonnen. Als ich zuerst nach Rom kam, bemerkte ich bald, daß ich von Kunst eigentlich gar nichts verstand und daß ich bis dahin nur den allgemeinen Abglanz der Natur in den Kunstwerken bewundert und genossen hatte, hier tat sich eine andre Natur, ein weiteres Feld der Kunst vor mir auf, ja ein Abgrund der Kunst, in den ich mit desto mehr Freude hineinschaute, als ich meinen Blick an die Abgründe der Natur gewöhnt hatte.» (25. Januar 1788)

Wir ersehen aus diesen Worten, daß Goethe eine besondere Kunst, eine «wahre Kunst» suchte, wie er in Deutschland keine gefunden hatte. Sie sollte eine gewisse Beziehung zur Natur haben, etwas mit ihr Gemeinsames. Kunst soll sich nicht im Kampfe gegen die Natur, sondern mit und an ihr entwickeln. «Die Natur wirkt nach Gesetzen, die sie sich in Eintracht mit dem Schöpfer vorschrieb, die Kunst nach Regeln, über die sie sich mit dem Genie einverstanden hat», heißt eine Maxime Goethes. Richtige Kunst hält sich an die Natur, studiert sie, bildet sie nach und bringt hervor, was ihren Erscheinungen ähnlich ist.

Diese Kunst nun hat Goethe in Italien, in der Antike, tatsächlich gefunden.

Als natürliche Kunstwerke empfand Goethe die berühmte Arena von Verona und das Amphitheater von Taormina. Goethe knüpft daran etwa folgende Betrachtungen: Wenn etwas Sehenswürdiges auf flacher Erde vorging, so suchten sich die hinteren Reihen über die vordersten mittels Wagen, Brettern, Fässern usw. zu erheben. Da sich dies aber mit der Zeit nicht als zweckmäßig erwies, erfanden die alten Architekten das Amphitheater. Was die Natur auch für eine Gestalt hatte, die Kunst half nach und bildete daraus einen amphitheatralischen Kreis oder Halbkreis für die Zuschauer. «Doch nur in der frühesten Zeit tat es seine ganze Wirkung», behauptet Goethe, «da das Volk noch mehr Volk war, als es jetzt ist: denn eigentlich ist so ein Amphitheater recht gemacht, dem Volk mit sich selbst zu imponieren, das Volk mit sich selbst zum Besten zu haben.» (I. R. 16. September 1786) (v)

Nicht minder großen Eindruck machte auf ihn der Aquädukt von Spoleto: «Die zehn Bogen, welche über das Tal reichen, stehen von Backsteinen ihre Jahrhunderte so ruhig da, und das Wasser quillt immer noch in Spoleto an allen Orten und Enden. Das ist nun das dritte Werk der Alten, das ich sehe (vorangegangen waren das Amphitheater in Verona und der Minervatempel von Assisi), und immer derselbe große Sinn. Eine zweite Natur, die zu bürgerlichen Zwecken handelt, das ist ihre Baukunst: So steht das Amphitheater, der Tempel und der Aquädukt. Nun fühle ich erst, wie mir mit Recht alle Willkürlichkeiten verhaßt waren.» (I. R. 27. Oktober 1786) (v)

Tatsächlich waren Goethe die engen Gassen, spitzen Dächer, kleinen Fenster der alten deutschen Städte, in welchen wir heute doch recht gern herumstreichen, im Innersten zuwider. Er sah vielleicht etwas Kleinliches darin. Beim Betrachten der Antike entbrannte darob sein Zorn. «Das ist freilich etwas anders als unsere kauzenden, auf Kragsteinlein über einander geschichteten Heiligen der Gotischen Zierweisen, etwas anderes als unsere Tabakspfeifensäulen, spitze Türmlein und Blumenzacken: diese bin ich nun, Gott sei Dank!, auf ewig los.» (I. R. 8. Oktober 1786) (v)

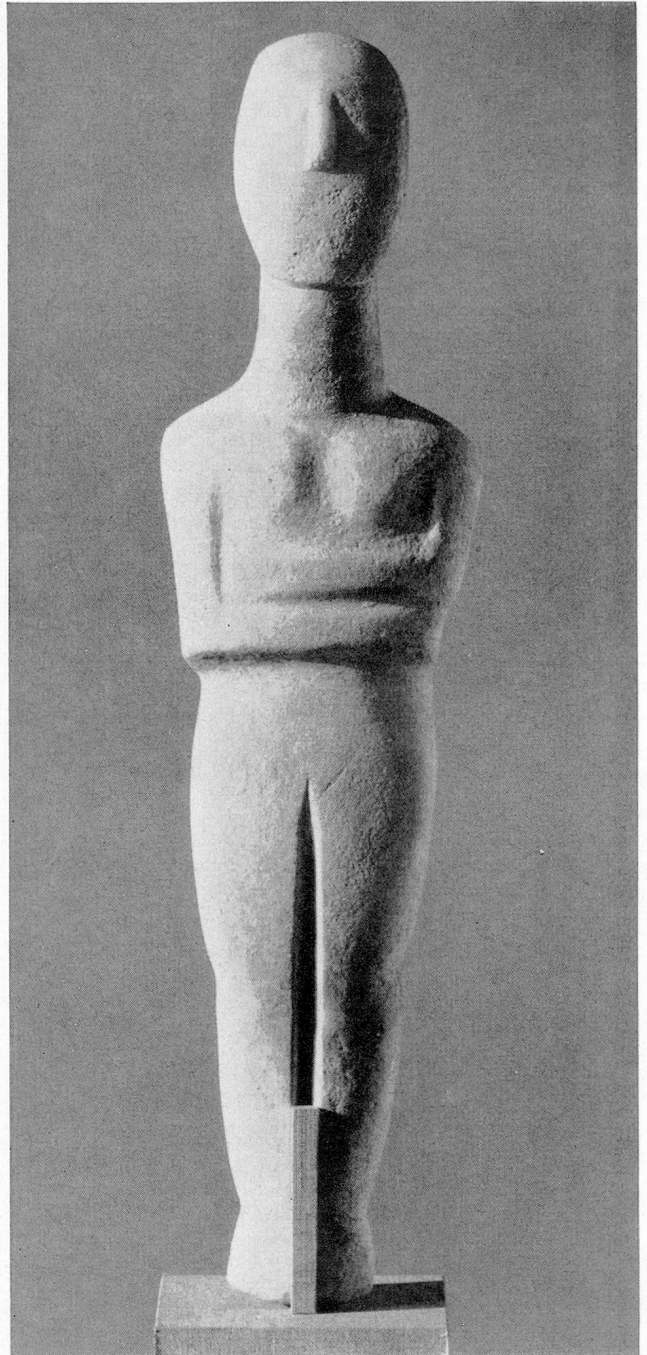
Dies mag uns auch eine Erklärung für Goethes Verhalten gegenüber Pompeji und Herculaneum sein. Irgendwie war er davon enttäuscht. Offenbar hatte er sich große, weite Städte, Häuser und Räume vorgestellt. Stattdessen fand er überall eine sonderbare Enge vor. Aus seinen Tagebuchnotizen fühlt man, daß es ihn nicht besonders begeisterte.

Vergessen wir aber nicht, daß die Ausgrabungen in Pompeji damals erst in sehr spärlichem Maße begonnen hatten. Goethe konnte von dieser sonderbaren Stadt niemals den Eindruck erlangen, welchen wir heute nach Hause nehmen.

Goethe besuchte auf seiner Italienreise mehrere Tempel: in Assisi, Rom, Paestum, Sizilien. Nicht alle beeindruckten ihn gleich stark. Dies wundert uns nicht, stammen sie doch aus verschiedenen Epochen. Die Tempel betrachtete er vielleicht nicht so sehr als Natur- und Kunstwerk. Sie wirkten anders. Sobald er in ihnen herumschritt, erwachte in ihm ein seltsames Gefühl, das er in keiner Kirche Deutschlands empfunden hatte. Er fühlte Gott anders, als er es gewohnt war. «Antike Tempel konzentrieren den Gott im Menschen, des Mittelalters Kirchen streben nach dem Gott in der Höhe» (M. 11 34) (?), heißt seine Folgerung.

Der Poseidontempel in Paestum war der älteste griechische Tempel, den Goethe bisher gesehen hatte. Er versetzte ihn in großes Erstaunen. Sein Auge war an schlankere Baukunst gewöhnt, so daß ihm die stumpfen, kegelförmigen, eingedrängten Säulenmassen beim ersten Anblick lästig, ja furchtbar erschienen. Er erschrak förmlich und fühlte sich unter den riesigen Säulen ganz verloren. So wuchtig, beinahe betäubend, hatte er sich die griechische Baukunst doch nicht vorgestellt. Bald faßte er sich aber, gedachte der Zeit, deren Geist solche Bauart

Weiblicher Idol. Marmor. Um 2500–2000. Kykladisch.



gemäß fand, und gleich war er damit befreundet. Ganz beglückt pries er den Genius, daß er ihn diese so wohl erhaltenen Reste mit eigenen Augen sehen ließ, da sich von ihnen durch Abbildung ohnehin kein Begriff geben läßt.

Ganz anders wirkten auf ihn die Tempel in Sizilien, so der Concordiatempel in Agrigent. Obwohl er auch dorisch ist und beinahe aus derselben Zeit stammt wie der Poseidontempel in Paestum, sprach er ihn doch auf den ersten Blick viel mehr an: «Seine schlanke Baukunst nähert ihn schon unserm Maßstabe des Schönen und Gefälligen; er verhält sich zu denen von Paestum wie Göttergestalt zum Riesenbilde» (I. R. 25. April 1787) (v), sagt Goethe. Er hatte nun schon mehrere dorische Tempel betrachtet und konnte darüber urteilen. Die ruhigen, klaren, beinahe

schlanken Linien empfand er als so vollkommen, daß er in den Tempeln Agrigents den Punkt zu fühlen glaubte, wo die dorische Ordnung ihr vollendetes Maß erhalten hat. Dies mag wohl richtig sein, solange man nur die in Italien erhaltenen Tempel vergleicht. Hätte aber Goethe den Parthenontempel in Athen gekannt, so glaube ich, würde er diesem die Palme zuerkannt haben.

Wie ich schon bemerkte, schätzte, ja wünschte Goethe sogar klare, einfache Formen. So stark war sein Wille, daß er, um sich ja von keiner Einzelheit beirren zu lassen, des Nachts, bei Mondlicht, im Forum Roms, auf dem Colosseum, dem Palatin spazieren ging. So gigantisch und drohend kamen ihm oft die ungeheuren Steinmassen und Formen vor, daß er sich davor fürchtete und ihn ein unangenehmes Gefühl beschlich. Alles sonst so Harmlose



Malerei einer Amphora. Panathenäische Form des Kleophradesmalers

erschien plötzlich geisterhaft, mächtig, erschreckend, schauererregend. Ehrfurchtsvoll entfernte er sich in raschen Schritten, hie und da sich zurückwendend, als ob ihn jemand verfolge, und kehrte sinnend in sein Zimmer zurück.

Die glücklichsten Wochen seiner Italienreise verbrachte Goethe in der Hauptstadt Italiens: «Rom – die Gegenwart des klassischen Bodens im höchsten Sinne. Ich nenne dies die sinnlich geistige Überzeugung, daß hier das Große war, ist und sein wird.» (I. R. September 1787). Hier hatte er Zeit, Ausstellungen, Museen, Ruinen in aller Ruhe zu besuchen. Vor allem die Antikensäle zogen ihn an. «In solcher Gegenwart,» erzählt er im Tagebuch,

«wird man mehr, als man ist; man fühlt, das Würdigste, womit man sich beschäftigen sollte, sei die menschliche Gestalt, die man hier in aller mannigfaltigen Herrlichkeit gewahr wird... Hier fiel mir auf, daß die Form zuletzt alles einschließe, der Glieder Zweckmäßigkeit, Verhältnis, Charakter und Schönheit.» (I. R. April 1788)

Wir erkennen aus diesen Worten: Goethe fand auch an alten Statuen Gefallen. Tatsächlich sind die Griechen auf diesem Gebiet wahre Meister gewesen, so daß Goethe beim Betrachten einer Kolossalstatue des Markus Agrippa ausrief: «Wie doch eine solche heroische Darstellung den reinen Menschen Göttern ähnlich macht.» (I. R. 8. Oktober 1786) (v)

Er war so erfüllt von der täglichen Berührung mit antiken Statuen, daß er nach seinen eigenen Worten danach «habsüchtig» wurde. Er sammelte eine Unmenge von Gipsabgüssen, die schließlich das ganze Zimmer anfüllten. Auf diese Weise war er schon des Morgens, wenn er die Augen aufschlug, von herrlichen alten Kunstschätzen umgeben. Dies brauchte Goethe. Er erklärt nämlich: «Man wird die Mannigfaltigkeit der Menschengestaltung gewahr und durchaus auf den Menschen in seinem reinsten Zustand zurückgeführt, wodurch denn der Beschauer selbst lebendig und rein menschlich wird.» (Oktober 1788). Goethe hat auch Anatomie studiert. Um so höher konnte er diese Plastiken einschätzen.

Inmitten dieser herrlichen Kunstschätze fühlte Goethe sich zeitweise von einzelnen Werken ganz besonders angezogen, sogar mit Gewalt an sich gerissen, so daß er daneben fast nichts mehr sah. «Wie will man sich aber, klein wie man ist, und ans Kleine gewohnt, diesem Edlen, Ungeheuern, Gebildeten gleichstellen?» (I. R. 3. Oktober 1787). Er hatte in Deutschland nichts Gleichartiges gesehen.

Goethe liebte das Gleichnis von dem Taucher, der einige Zeit unter dem Wasser unsichtbar bleibt, bis er wieder hervorkommt, auf sich selber anzuwenden. Es läßt sich auch hier anbringen: Er taucht in dem Element einer für ihn unbekannten Welt unter, lernt schwimmen darin, schlägt sich mit Wellen und Wogen herum und kommt langsam, aber mit eigenen Armen getragen, vorwärts, während der heutige Bildungsreisende, rasch und trocken von bezahlten Ruderern über die Gewässer fortbewegt, viel erlebt zu haben glaubt, wenn ihm hie und da der Zufall einmal eine Welle über Bord ins Gesicht spritzt. (Hermann Grimm)

Goethe hat in Italien nicht bloß antike Kunst bestaunt, sondern auch die römische, griechische, ägyptische, ja babylonische Geschichte studiert. Er fand, daß sich von Rom aus Geschichte ganz anders lese als von irgendeinem andern Ort der Welt. Dies mag zu seiner Zeit richtig gewesen sein. Inzwischen hat sich manches geändert. Als Goethe in Italien war, brach die europäische Geschichte ab, welche mit Rom begann und mit Rom endigte. Die griechische Geschichte wandte ihren Blick nach Asien, denken wir bloß an Xerxes oder Alexander. Römische Geschichte aber spielte sich in Europa ab. Sie wurde durch das Aufkommen des Dampfes und der Elektrizität verdrängt. Die Entfernungen wurden allmählich aufgehoben. Heute muß Geschichte nicht, wie zur Zeit Goethes, an Europa, sondern am Globus studiert werden! In der Fülle der seitherigen Ereignisse geht die Bedeutung der römischen Geschichte verloren.

In Süditalien ist die Natur so reich und mannigfaltig, daß Goethe das Bedürfnis empfand, hier die Odyssee zu lesen. Deren Lektüre regte ihn dazu an, ein Nausikaa-drama zu planen. So sehr schien ihm Sizilien, wenigstens was die Natur betraf, mit Alkinoos' Heimat identisch zu sein. Er mußte den Plan indessen aufgeben. Der Stoff eignet sich wohl für ein Epos, wie Homer es schuf, nicht aber für ein Drama. Die Lektüre des Homer trug dafür andere Früchte; einmal erkannte er die wahre Bedeutung der Odyssee und erfaßte die Denkart der alten Griechen.

«Was den Homer betrifft, ist mir wie eine Decke von den Augen gefallen. Die Beschreibungen, die Gleichnisse usw. kommen uns poetisch vor und sind doch unsäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erschrickt. Selbst die sonderbarsten

erlogenen Begebenheiten haben eine Natürlichkeit, die ich nie so gefühlt habe als in der Nähe der beschriebenen Gegenstände. Laß mich meinen Gedanken kurz so ausdrücken: sie stellten die Existenz dar, wir gewöhnlich den Effect, sie schilderten das Fürchterliche, wir schildern fürchterlich, sie das Angenehme, wir angenehm usw. Daher kommt alles Übertriebene, alles Manierirte, alle falsche Grazie, aller Schwulst: denn wenn man den Effect und auf den Effect arbeitet, so glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können. Wenn, was ich sage, nicht neu ist, so hab ich es doch bei neuem Anlaß recht lebhaft gefühlt. Nun ich alle diese Küsten und Vorgebirge, Golfe und Buchten, Inseln und Erdzungen, Felsen und Sandstreifen, buschige Hügel, sanfte Weiden, fruchtbare Felder, geschmückte Gärten, gepflegte Bäume, hängende Reben, Wolkenberge und immer heitere Ebenen, Klippen und Bänke und das alles umgebende Meer mit so vielen Abwechslungen und Mannigfaltigkeiten im Geiste gegenwärtig habe, nun ist mir erst die Odyssee ein lebendiges Wort.» (I. R. 15. Mai 1787) (v)

Zum andern regte ihn das Erlebnis der Antike zur Niederschrift des Schauspiels «Iphigenie auf Tauris» in Versform an. Ihre Verse sind erfüllt mit homerischer Strand- und Meerluft. Gundolf meint, die Iphigenie habe der Nausikaa Saft und Luft weggesogen...

In Rom las Goethe häufig klassische Autoren. Dies ist leicht begreiflich. War es doch der einzige Weg, eine richtige Vorstellung der Lebensweise der Alten zu erlangen. Was hatten diese Trümmer nicht alles gesehen? Rückkehr von glorreichen Siegeszügen oder schmachvollen Niederlagen, freud- und kummervolle Tage; das Leben der reichen Bürger wie der Armen, Festtage, Umzüge, Wettstreite, Markttage... Darüber wollte er mehr erfahren.

Besuchen wir das römische Forum. Wir werden uns bestimmt fragen: sind nicht vor 2000 Jahren Caesar oder gar sein Mörder auf dieser Steinplatte gestanden? Wir werden uns an ihre Taten erinnern und plötzlich laute Worte von Rednern, Männerrufe, Pferdegetrappel, Marktschreie, kurz das ganze Treiben der Römer zu vernehmen glauben. Ich wenigstens habe das Forum so empfunden.

Goethe besah sich die Altertümer nicht bloß als Deutscher, er wollte mitmachen, dabei sein. Er kleidete sich, sobald er in Italien war, nach der dortigen Mode, sprach Italienisch und wurde in der Hauptstadt zu einem echten Römer.

Wir haben jetzt Goethes Erlebnis der Antike unter mehreren Gesichtspunkten betrachtet. Groß war die Fülle der antiken Schätze, die Goethe in Italien bewundert hat. Ich habe aus dieser Unmenge von Begegnungen nur die wichtigsten und für uns aufschlußreichsten herausgeplückt.

Vernehmen wir noch, wer und was Goethe nach Italien getrieben hat: Sein Vater war auch schon dort gewesen und hatte dem Jüngling manche Kupferstiche und Zeichnungen heimgebracht. Deshalb kamen ihm in Italien zahlreiche antike Werke als alte Bekannte vor.

Nicht minder wichtig war die Lektüre von Winckelmann, dem sehr bedeutenden Archäologen des 18. Jahrhunderts. Sie bestätigte und bekräftigte die Eindrücke, welche der junge Goethe von den ihm bekannten Darstellungen erlangt hatte.

Schließlich trug auch das Studium Palladios in Vicenza dazu bei, daß Goethe überzeugt war, in Italien eine «wahre Kunst» zu finden.

So traurig war Goethe, als er sein geliebtes Rom wieder verlassen mußte, da es ihn unbändig nach Weimar zog, daß er sich als Leidensgenosse Ovids fühlte, der, auch verbannt, in einer Mondnacht Rom verlassen sollte.

«Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bilde vor die Seele,

Welche die letzte für mich ward in der römischen Stadt,
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Teuren soviel mir zurückblieb;

Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Träne herab.»
(I. R. April 1788)

Zu seinem Freund Eckermann äußerte sich Goethe später: «Ja, ich kann sagen, daß ich nur in Rom empfunden habe, was eigentlich ein Mensch sei. Zu dieser Höhe, zu diesem Glück der Empfindung bin ich später nie wieder gekommen; ich bin, mit meinem Zustande in Rom ver-

glichen, eigentlich nachher nie wieder froh geworden.»
(z. Eck. 9. Oktober 1828)

Dies ist wohl verständlich, wenn wir uns ins Gedächtnis zurückrufen, was dieser große Geist von der Antike erwartet hatte. Er fand in ihr den seinem künstlerischen Verlangen gemäßen Ausdruck. Dies mögen folgende Worte aus seinem Tagebuch bezeugen:

«So viel ist gewiß, die alten Künstler haben ebenso große Kenntnis der Natur und einen ebenso sichern Begriff von dem, was sich vorstellen läßt und wie es vorgestellt werden muß, gehabt als Homer... Diese hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen: da ist die Notwendigkeit, da ist Gott.»
(I. R. 6. September 1787) (v)

Roland Guignard, Aarau: Entwurf Beton-Glasfenster, Kirche Dulliken

